



Schon als Junge sehnt sich Manuel danach, so bald wie möglich aus seinem provinziellen andalusischen Heimatort Mágina in die Metropolen der Welt, nach Madrid, Paris, New York oder San Francisco, zu verschwinden. Jahre später begegnet er auf einem Kongress der schönen Nadia, folgt ihr nach New York und sieht sich bereits am Ziel seiner Träume. Doch es stellt sich heraus, dass Nadia ebenfalls mit seiner Heimat Mágina verbunden ist. Gemeinsam vertiefen sie sich in die Geschichte ihrer Stadt, zu der sich Manuel letztlich mehr und mehr zurücksehnt ...

ANTONIO MUÑOZ MOLINA wurde 1956 im andalusischen Úbeda geboren. Sein belletristisches Werk ist vielfach preisgekrönt; so wurde er beispielsweise gleich zwei Mal mit dem spanischen Staatspreis für Literatur ausgezeichnet. 1995 wurde er in die Königlich Spanische Akademie für Sprache und Dichtung aufgenommen. Muñoz Molina lebt derzeit in Madrid und New York City, wo er bis 2006 das Instituto Cervantes leitete.

ANTONIO  
MUÑOZ MOLINA

DER  
POLNISCHE  
REITER

ROMAN

*Aus dem Spanischen von  
Willi Zurbrüggen*

**btb**

Die Originalausgabe erschien 1991 unter dem Titel  
»El jinete polaco« bei Editorial Planeta, S.A., Barcelona.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2015,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der Originalausgabe 1991, 2002, Antonio Muñoz Molina

All rights reserved

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche bei Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / Gallery Stock

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74873-0

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

Für Antonia Molina Expósito  
und Francisco Muñoz Valenzuela

Für Leonor Expósito Medina,  
*in memoriam*



I  
DAS REICH DER STIMMEN





Ohne dass sie es merkten, wurde es Nacht in dem Zimmer, das sie seit vielen Stunden nicht verlassen hatten, in dem sie sich umarmt und mit immer leiserer Stimme unterhalten hatten, als hätten die Dämmerung und später die Dunkelheit, die sie nicht wahrnahmen, den Klang ihrer Stimmen gedämpft, nicht aber die gegenseitige Gier nach Worten, so wie auch die anfangs stürmische Art und Weise, in der sie ihr Verlangen befriedigten und zugleich nährten, gedämpfter geworden war, nach dem Essen in der irischen Kneipe, in der ihr bestumpfter Fuß heimlich und ohne Scham unter dem unzureichenden Schutz der Tischdecke nach ihm getastet hatte, als sie danach durch den Schnee und die Kälte heimgegangen und im Fahrstuhl, vor der Tür, in der Diele, im Badezimmer beinah übereinander hergefallen waren, die Kleider in zärtlicher Raserei ungeduldig vom Leib gerissen und ihre Münder sich beißend, während beider Atem immer keuchender ging in der Hitze des Zimmers am frühen Nachmittag, im gestreiften Licht der Jalousien, durch die man auf der anderen Straßenseite eine Reihe von Bäumen mit kahlen Ästen sah, deren Namen sie ihm nicht zu nennen wusste, dahinter die Zeile der roten Ziegelsteinhäuser mit steinernen Stürzen, goldenen Türklopfern und glänzend schwarz gestrichenen Türen, die ihm das beruhigende Gefühl gaben, in London oder sonst einer angelsächsischen, leisen Stadt zu sein, obwohl der Verkehrslärm von den Straßen heraufdrang, die Sirenen von Polizeifahrzeugen und von den Löschzügen der Feuerwehr, ein dichtes Gebrodel, das sich um den Kern der Stille legte, in dem sie beide atmeten, so wie die grenzenlose, furchtbare Stadt sich

um die kleine Wohnung legte, um die wie ein Unterseeboot so sichere Behausung, in der sie sich, wenn sie innehielten und darüber nachdachten, unter all den Millionen von Männern und Frauen, von Gesichtern und Namen, von Rufen und Sprachen und Telefongesprächen eigentlich unmöglich hätten begegnen können.

Sie lebten wie selbstverständlich im Innern einer Art von Wunder, das sie weder erbeten noch erwartet hatten, einander fast unbekannt bis vor wenigen Tagen und sich jetzt gegenseitig erkennend, im Blick, in der Stimme, im Körper des andern, einander verbunden nicht nur durch die stille und glühende Gewohnheit der Liebe, sondern auch durch die Stimmen und Zeugnisse einer Welt, die aus der Vergangenheit tosend über sie hereinbrachen, so wie der Saft wieder in einen Ast hineinströmt, der den ganzen Winter lang tot und vertrocknet schien, verbunden durch die Gestalt des Reiters, der durch eine nächtliche Landschaft trabte, verbunden durch die ins Leere und ins Dunkel starrenden Pupillen einer eingemauerten Frau, die siebzig Jahre lang unverwest blieb, durch den Koffer mit den Fotografien von Ramiro Retratista und eine im unbegreiflichen Spanisch des sechzehnten Jahrhunderts geschriebene protestantische Bibel, über deren Blätter jetzt ihre Hände strichen, wie es vor mehr als hundert Jahren die Hände der sich in Zeit und Entfernung verlierenden Toten getan hatten, die auf der anderen Seite des Meeres in einer Stadt begraben lagen, deren Namen auszusprechen für sie so ungewohnt war in jener Wohnung, die ihnen im Nirgendwo zu liegen schien: Mágina, seine Vokale so klar wie das Mittagslicht, seine harten Konsonanten, in Winkel gepresst wie die Ecksteine der Paläste aus sandfarbenem Stein, gelb in der Morgensonne, kupferfarben am Abend, beinah grau an Regen-

tagen, in jenem Winter ihrer Jugend, den sie miteinander teilten, ohne es zu wissen, bis zum Schluss, sie, mit ihrem rötlichen Haar und dem irischen Kinn, eine halbe Fremde, die gerade aus Amerika gekommen war, er düster und schweigsam und von dem Wunsch besessen zu verschwinden, irgendwohin, nur raus aus Mágina, nach Madrid, Paris, New York, nach San Francisco oder auf die Insel Wight, in irgendeine der Städte oder in irgendeines der Länder, deren Namen er als Kind auf der beleuchteten Senderskala des Radios gelesen hatte und in denen man all die Sprachen würde hören können, die ihn schon fasziniert hatten, bevor er anfang, den Klang ihrer Worte zu unterscheiden und zu verstehen, als er einsam in durchwachten Nächten die ausländischen Stationen auf der Kurzwelle suchte und den Senderknopf ebenso behutsam drehte wie sein Vater, wenn dieser nach der Hymne der Zweiten Republik in Radio Pirenaica forschte. Er stellte sich vor, dass sein Schicksal und die Frau seines Lebens in einer Stadt auf ihn warteten, die er vielleicht nie sehen würde: sie, geboren in einem Vorort mit Häusern aus rotem Ziegelstein oder mit weiß gestrichenen Holzhäusern, wo manchmal die Möwen hinkamen und der feuchte Seewind und der Geruch von Mole und Schlamm, unterrichtet in einem Englisch mit irischem Akzent und in dem klaren Spanisch, wie es vor dem Krieg in Madrid gesprochen wurde und das ihr von ihrem Vater ebenso zwangsläufig mitgegeben worden war wie der trotzige, aufmerksame Ausdruck ihrer Augen; er, zur Welt gekommen in einer stürmischen Winternacht beim Licht einer Kerze, aufgewachsen in den Gärten und Olivenhainen von Mágina, vom Schicksal dazu bestimmt, mit vierzehn oder fünfzehn Jahren die Schule zu verlassen und an der Seite seines Vaters und seiner Großväter auf dem Land zu arbeiten, sich in einem gewissen Alter eine Freundin zu wählen, die er natürlich schon

seit Kindertagen kannte, und sie nach sieben oder acht kräftezehrenden Verlobungsjahren im weißen Kleid vor den Traualtar zu führen, er selbst un gelenk, verbittert, schweigsam, aufsässig, in Notizheften Tagebuch von rasendem Kummer führend, voller Hass auf die Stadt, in der er lebte, und die einzige Art von Leben, die er gekannt hatte und die zu erwarten ihm zustand, im Namen all der anderen Leben, die Lieder, Bücher und Filme ihm angekündigt hatten, und viel früher bereits, noch als Kind, die Stimmen aus dem Radio und die Namen der Städte, die er auf den Weltkarten las, hochgewachsen jetzt, da er Nadia vor sich sah und sich nicht an sie zu erinnern wusste, in Kürze siebzehn Jahre alt und gemartert von der Ungeduld, erwachsen zu werden, stets dunkel gekleidet, mit einer schwarzen Haarlocke in der Stirn, die seinen Blick verfinsterte, mit Cowboyhosen, die er zur Empörung seiner Eltern auch sonntags nicht auszog, und mit einer bis an den Hals zugeknöpften blauen Marinejacke, die an eine Mao-Uniform erinnerte, in Wirklichkeit aber eine Gendarmendienstjacke war, die über dreißig Jahre im Schrank seines Großvaters Manuel gelegen hatte, ganz hinten beim Koppelzeug und der Zinnhülle mit seiner Ernennungsurkunde, zusammen mit einer Blechdose voller Banknoten, die er stolz seinen Freunden zeigte, um ihnen zu sagen, das sei Geld der Republik: und er stets auf der Suche nach ausländischen Stimmen und Liedern im Radio, im Geiste einen Seesack über der Schulter, auf der Straße nach Madrid, die endlos weiter nach Norden führte, in Gegenden, wo er irgendwie leben und einen anderen Namen annehmen und nur englisch reden und sich die Haare bis auf die Schultern wachsen lassen würde wie all die Helden, die er verehrte, Edgar Allan Poe, Jim Morrison, Eric Burdon, so begierig darauf, abzuhaue n und nie zurückzukommen, dass es ihm nichts ausmachen würde, weder seine Freunde je wieder-

zusehen noch das Mädchen, in das er damals verliebt war, mit einer Liebe, die mehr aus Ängstlichkeit und Literatur gemacht war als aus Freude und Verlangen, so rühmlich, so schmerzlich und lächerlich wie sein damaliges Leben, wie seine Fluchtpläne, seine Gedichte und seine Geständnisse, die er in seinen Freistunden ins Notizheft schrieb, in dem Gymnasium, in dem der Literaturunterricht von einem Lehrer aus Madrid gehalten wurde, der voller Gram über Martyrium und Verbannung war und schon bald den Spitznamen Praxis verpasst bekam, und zwar von dem abscheulichsten aller Schüler, einem späteren Leutnant der Guardia Civil, der damals schon Marihuana rauchte, davon träumte, sich eines Tages die Arme mit Legionärstätowierungen zu schmücken, und Patricio Pavón Pacheco hieß. Unbekannte, die sich auf den Straßen von Mágina begegneten und einander so fremd waren, als hätten sie in verschiedenen Jahrhunderten gelebt, bis in die verborgenen Tiefen ihres Bewusstseins mit den Stimmen ihrer Ahnen erfüllt und Erben eines Sinns, der seine Bedeutung verloren hatte, lange bevor sie geboren wurden, und, ohne es zu wissen, geprägt von denkwürdigen oder furchtbaren Ereignissen, von denen sie nichts wussten, unfreiwillige Erben der Einsamkeit, des Leidens und der Liebe derer, die sie zeugten.

Er richtete sich auf und tastete auf dem Nachttisch nach einer Zigarette, als ihm beim Blick auf den Wecker bewusst wurde, wie spät es schon war, und er unwillkürlich ausrechnete, wie spät es jetzt in Mágina war. Der Morgen graute dort bereits, und sein Vater würde auf dem Markt stehen, das feuchtglänzende Gemüse auf dem Marmortisch anordnen und sich vielleicht ab und zu fragen, wo er sich wohl aufhielt, in welche der Städte aus seinen Jugendträumen ihn sein vagabundierender Dolmetscherberuf verschlagen haben mochte. Er sah das

Telefon an und dachte mit schlechtem Gewissen an die ganze Zeit, die vergangen war, seit er zuletzt mit seinen Eltern gesprochen hatte, zündete die Zigarette an und steckte sie Nadia zwischen die Lippen, wobei er ihr flüchtig über Gesicht und Haar streichelte. Er wollte noch kein Licht machen, obwohl es bereits Mitternacht war, das Gefühl von verstreichenden Stunden fehlte ihm, wie auch der Druck, etwas zu tun oder irgendwo hinzugelangen. Warum sind wir uns damals nicht begegnet, fragte er, sich im Finstern fast über sie beugend, nicht vor ein paar Monaten, sondern vor achtzehn Jahren, warum fehlte es uns an Mut, an Klugheit, Ironie und Witz, mir zumindest, welcher Nebel war in meinen Augen, der mich dich nicht sehen ließ, als du vor mir standst, ein halbes Leben jünger, aber nicht begehrenswerter als jetzt, ein vollkommenes Abbild ihrer selbst stellte er sich vor bei dem unmöglichen Versuch einer Erinnerung an sie, an ihr irisches Gesicht und ihre spanischen Augen, an ihr kastanienbraunes Haar, das sich rot färbte, wenn die Sonne darauf schien, an ihre zwanglose, streunende Art zu gehen, nicht nur damals, als sie ausschließlich Turnschuhe und Bluejeans trug, sondern auch jetzt, wenn sie kurze enge Röcke und hochhackige Schuhe anzieht, damit er sie anschaut und sie begehrt und in dem umschlossenen Raum der Wohnung nach ihr sucht, denn wenn sie in dieser Aufmachung auf die Straße ginge, würde sie auf der Stelle erfrieren in dem gelben Kleidchen, unter dem nichts anderes war als ihre Haut und ein zarter Duft von Badeschaum, von Parfüm und weiblichem Körper, aber auch, nach einigen Tagen nun, der Geruch nach ihm, nach seinem Speichel und seinem Sperma, all die Gerüche vermischt wie die Erinnerungen und Identitäten, wie ihre beiden Stimmen, die sie im Zwielflicht einer Zeit ohne Stunden und Tage rekapitulierten und auferstehen ließen: Vormittage, Abende, Nächte und Morgendäm-

merungen, an denen ein farbloses und später blaues Licht sich im Zimmer einzunisten begann, während er ihr beim Schlafen zusah und in mehreren Sprachen Worte wählte, mit denen er sie benannte, wie er auch die Zärtlichkeiten wählte, die sie in kleinen Schritten zum Erwachen führten, mit dem ruhigen Instinkt, nicht sie zu besitzen – er hatte es noch nie verstanden zu besitzen, was ihm wirklich wichtig war, und es auch nie gewollt –, sondern sie zu lieblosen und zu beschützen, mit dem Einwirken seiner Geduld und seiner beharrlichen Zärtlichkeit alles Ungemach aus ihrem Leben zu löschen und dieses träge Lächeln möglich zu machen, das in ihren Augen und auf ihren Lippen schimmerte, wenn das vollendete Behagen der Liebe sie umfing, sie wieder in seinen Armen einschlafen zu sehen und sich behutsam, damit sie nicht erwachte, von ihr zu lösen, um in die Küche zu gehen und ihr den Kaffee zu bereiten, Orangensaft, Toastbrot und Rühreier, so selbstverständlich, als hätten sie immer schon zusammen in dieser Wohnung gelebt, die sie bis vor wenigen Monaten mit einem anderen geteilt hatte, mit dem Exehemann, dessen Fotos aus den Zimmern verschwunden waren – in Anfällen von Eifersucht hatte er sie gesucht, innerlich zerrissen von dem Gedanken an die Männer, mit denen sie zusammen gewesen war, als hätte sie ihm untreu sein können, bevor sie ihn kennengelernt hatte –, und mit dem blonden Jungen, der sie anlachte, und auch ihn, der sich beim Betrachten seiner Fotos wie ein Eindringling fühlte, auf dem Nachttisch, im Bücherschrank, neben der Schreibmaschine, an der sie arbeitete, aber gegenwärtiger war er ihm, wenn er etwas unsicher und verschämt in sein leeres Schlafzimmer spähte und die bunte Bettwäsche betrachtete, die in den Wandregalen aufgereihten Spielsachen, die Supermänner aus den Comic-Heften, Schiffe und Motorradfahrer und Karussells aus Blech, die sie von ih-

rem Vater bekommen und an ihren Sohn weitergegeben hatte mit einem Gefühl von Wehmut ohne Verlust und von Fortdauer, das ihm vorenthalten war, weil er keine Kinder hatte und auch die Möglichkeit, welche zu haben, ihm nie in den Sinn gekommen war, und erst jetzt, da er eine Frau liebte, die eines geboren hatte, verstand oder ahnte er den Stolz, sich in dessen Existenz wiederzuerkennen. Seltsam, dachte er, dass jemand von ihr geboren wurde und sie mehr braucht als ich. Er ließ sie schlafen, strich ihr das feuchte Haar aus dem Gesicht und küsste sie auf die Lippen, auf die Wangen und die Schläfen, ließ die Jalousie am Schlafzimmerfenster ganz herunter und zog die Vorhänge zu, damit das Licht des Wintermorgens sie nicht wieder weckte, und es war, als ob auch auf dem Bild mit dem Reiter, der an der Wand gegenüber hing, erneut die Nacht hereinbrach und das Feuer aufloderte, das jemand am Ufer eines Flusses entzündet hatte, und in dem aufständische Tataren die Klinge des Säbels erglühen ließen, der wohl dazu bestimmt war, Michael Strogoff zu blenden.

Wer ist das, fragte er sich wieder, und wohin ritt er, seit wann, wie viele Jahre hindurch und an wie vielen Orten hatte der Kommandant Galaz diesen dunklen Farbdruck des Reiters mit der Tatarenmütze betrachtet, der Köcher und Bogen an der Hüfte befestigt und seine rechte Hand beinah aufreizend in die Seite gestemmt hatte, während die linke den Zügel hielt, seinen Blick nicht auf den Weg gerichtet, der in der Nacht nur schwer zu erkennen war, sondern auf einen Punkt hinter dem Betrachter, den er herausforderte, sein Geheimnis und seinen Namen zu ergründen. Er hob den seidenen Morgenmantel vom Boden auf, den sie nach dem Duschen anzog und der später über ihre frische, duftende Haut herabglitt wie die Fäden des Wassers, er nahm ihn und sog den Geruch ein, bis er



von seinem Atem feucht wurde, er brühte sich einen Kaffee, schaute auf die Küchenuhr, die eine falsche Uhrzeit anzeigte, weil sie sich nicht die Mühe gemacht hatte, sie umzustellen, als Zeitungen und Behörden dazu aufgerufen hatten, er ging mit der Tasse in der Hand ins Wohnzimmer, legte ganz leise eine Platte von *Bola de Nieve* auf, die sie in der Nacht zuvor gehört hatten, stand still auf der Schwelle zum Schlafzimmer, summte einen Bolero und betrachtete sie abermals, so liebevoll und aufmerksam, dass einsam wieder sein Verlangen erwachte und ihm die Knie schwach wurden, als wäre er sechzehn und sähe zum ersten Mal eine nackte Frau, schlafend, die Beine offen ausgestreckt, mit der Daunendecke zwischen den Schenkeln, die das dicht gekräuselte, genau am Rand der Leistenbeugen ausrasierte Vlies zur Hälfte bedeckte, dankbar, dass sie ihn so ungestraft sie bewundern ließ, seine Zunge oder Finger lustvoll in sie versenken ließ, um sie aus dem Schlaf zu wecken, blasphemisch und devot, Dog, Siod, Brausen, Elohim, dachte er, ich vergleiche dich, meine Freundin, mit einer Stute an den Wagen des Pharaos, mit leiser Stimme ihren Namen aussprechend, Nadia, Nadia Allison, Nadia Galaz, jedes Mal in dem Tonfall der jeweiligen Sprachen, mit denen er seinen Unterhalt verdiente, und dann, die Augen abwärtsgerichtet, schaute er spöttisch und stolz, selbstgefällig beinahe auf die unmittelbare, hochmütige Auswirkung seiner Blicke, *Er führt mich in den Weinkeller, und die Liebe ist sein Zeichen über mir*, hatte sie aus Don Mercurios Bibel vorgelesen, und um nicht der Versuchung zu erliegen, sie ein weiteres Mal aufzuwecken, ging er in den Raum, in dem der Koffer von Ramiro Retratista stand und sich die Auswahl all der Fotos befand, die er im Lauf von vierzig Jahren in Mágina aufgenommen hatte, verstreut auf dem Boden, auf den Sofakissen, einige aufrecht an die Buchrücken im Regal gelehnt, neben den Farbfotogra-

fien von Nadias Sohn. Er erinnerte sich an einen Reisekoffer, der immer verschlossen auf dem Dachboden im Haus seiner Eltern gestanden und in dem er sich einmal, mit sieben oder acht Jahren, versteckt hatte, einen dieser vom Himmel gesandten Koffer, die die Schiffbrüchigen in den Romanen am Strand ihrer einsamen Insel finden. Seine Sinne nahmen keine Ereignisse oder einzelnen Gegenstände wahr, keine einzigartigen Empfindungen, Worte ohne Wiederhall, begrenzte Orte: um ihn herum, in seinem Bewusstsein, in seinem Blick, selbst auf der Oberfläche seiner Haut strahlten die Dinge Bindungen an Zeit und Raum ab, alles war Teil einer einzigen, nie unterbrochenen Sequenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Mágina und all den Städten der Welt, in denen er gewesen war oder wo hinzugehen er geträumt hatte, zwischen ihm selbst und Nadia und diesen schwarz-weißen Gesichtern auf den Fotografien, in denen man nicht nur die Geschehnisse, sondern auch die fernsten Ursprünge ihres Lebens erkennen und verknüpfen konnte. Ungläubig sah er sich selbst mit drei Jahren auf der Kirmes von Mágina auf einem Pferd aus Pappmaché sitzen, einen Córdoba Hut auf dem Kopf, in gestreifter Bluse, kurzen Hosen, weißen Strümpfen und schwarzen Lackschuhen, und er traute seinen Augen nicht, als er hier, in einer anderen Welt und in so weiter Ferne, das seit so langer Zeit verlorene und vergessene Foto wiederfand. Er sah seine Eltern am Tag ihrer Hochzeit, sah seinen Urgroßvater Pedro auf der Treppe seines Hauses sitzen, sah Inspektor Florencio Pérez in seinem Büro an der Plaza del General Orduña und den Arzt, Don Mercurio, der seinen Greisenschädel über die großen Blätter der Bibel beugte, sah wieder das Gesicht der in der Casa de las Torres eingemauerten Frau und ihre von Finsternis und Tod wahnsinnig gewordenen Augen, sah seinen Großvater Manuel in seiner Gendarmenuniform

und dachte, es sei nun an der Zeit, nach Mágina zurückzukehren, jetzt, da die Stadt ihn nicht mehr verletzen und nicht mehr festhalten konnte, mit Nadia zurückzukehren und ihr all die Stellen zu zeigen, an die sie sich kaum noch erinnerte, eng umschlungen mit ihr unter den Bögen der Plaza del General Orduña dahinzuschlendern, über die Calle Nueva, den Paseo Santa Maria, über die Kopfsteinpflaster der Straßen, die zur Plaza de San Lorenzo und zur Casa de las Torres führten, ihr dabei ins Ohr raunend, ihr Haar mit den Lippen streifend und sie an sich drückend, voll Leidenschaft und mit einer Gewissheit, zu ihr zu gehören, die er nach sechzehn Jahren noch zu finden nie für möglich gehalten hätte. Er wusste noch, wie die Klingel am Haus ihrer Eltern geklungen hatte, und erst in diesem Augenblick erfasste er das ganze Ausmaß abgründiger Ferne, die ihn von der Stadt trennte, in der er geboren war: Wolkenkratzer, stählerne Brücken, Industrielandschaften, Flughäfen, Ozeane, nächtliche Kontinente, auf denen Flüsse im Mondlicht glänzten und die Städte wie Eiskristalle aussahen, Tage und Monate unterwegs, quer über die hellen Farbflecke der Weltkarten, über die er als Kind gebeugt saß, als schaue er aus schwindelerregender Höhe auf die Ausdehnung der Erde. Aber er verspürte weder Beklemmung, noch Eile, noch Furcht, wie sonst so oft, wie bisher fast immer im Leben, kein grundlos schlechtes Gewissen, das ihn, seit er denken konnte, verunsichert hatte und ihn unter dem ständigen Druck einer möglichen Strafe leben ließ, die in Form eines zufälligen Unheils über ihn kommen könnte: Er hatte nur wenige Stunden geschlafen und spürte in seinen Gliedern eine schwerelose Ermattung, eine Bereitschaft zur Trägheit, die ihn zum Zwielflicht und zu den warmen Gerüchen des Schlafzimmers drängte.

Er schloss behutsam die Tür, damit das Flurlicht nicht hereinfiel, er hörte Nadia atmen, die mit leicht geöffnetem Mund schlief, zog seine Hose aus und legte sich zu ihr, auf die Seite, schmiegte sich an ihre Hüften und ihre an den Bauch gezogenen Beine, und als er sich zurechtgelegt hatte und sich nicht mehr bewegte, mit geschlossenen Augen, da fühlte er sich wieder, als sei er in einen unangreifbaren Unterschlupf zurückgekehrt und als besänftigten sich die Geräusche der Stadt und das Licht des frühen Morgens in einer nachmittäglichen Stille oder einer trägen, stehenden Abenddämmerung, so wie es auch war, wenn sie nach dem Essen ins Bett gingen und es dunkel wurde, ohne dass sie es bemerkten vor lauter Sprechen und Liebkosen, über Stunden hin, die geräumiger waren und heiterer als normale Stunden, tolldreist, erschütternd, unschuldig, und sie in einer gegenseitigen Schamlosigkeit, die ihre Zärtlichkeit stärkte, Komplizen im Delirium und im Lachen, schweigsam jäh, wenn sie angespannt einander in die Augen schauten, staunend und erschrocken wie Zeugen eines zur gleichen Zeit sich vollziehenden Wunders, das sie durchfuhr, später dann ermattet, aufeinander, schweißglänzend, alle Zärtlichkeit verbraucht. Dann hörten sie sich still atmen, und ihre Hände und Lippen begannen erneut zu suchen, ohne Eile jetzt, die Füße streiften sich unter der Decke, als wollten sie die ganze Länge des immer noch und immer wieder begehrten Körpers ertasten und sich seiner vergewissern, und ihre Stimmen bekamen einen Klang von Rückbesinnung und Geheimnis, und die Zeit dehnte sich in ihnen aus wie die zögernde Strömung eines Flusses, der in einem schlammigen Delta über seine Ufer tritt. Und sie lagen da und ließen sich treiben, einem langsamen Strom von Worten hingegeben, erhoben sich ab und zu, um auf dem Nachttisch nach einer Zigarette zu tasten, und Nadias Gesicht und Haare wurden

dann von der Flamme des Feuerzeugs beleuchtet, oder um ein Bier aus dem Kühlschrank zu holen und es gemeinsam aus einem von Schaum überfließenden Glas zu trinken, stets redend, gedruckte Worte aus einer verstaubten Bibel rezitierend, die hundert Jahre zuvor anderer Menschen Verlangen geweckt haben mochten: *Des Nachts auf meinem Lager suchte ich, den meine Seele liebt. Ich suchte; aber ich fand ihn nicht.* Sie zählten Namen und Lieder auf, hörten sie wieder nach all den Jahren und konnten sich nicht genug darüber wundern, im selben Alter genau die gleiche Musik geliebt zu haben und jetzt plötzlich eine gemeinsame Vergangenheit zu besitzen, in der sie, ohne sich gekannt zu haben, schon zusammen gewesen waren. Außerhalb des Tages und der Nacht, des Kalenders und der Uhr, wie Überlebende auf einer einsamen Insel, der Insel der Stimmen, nicht nur ihrer, sondern auch jener, die sie mit ihrer Einbildungskraft und Erinnerung herbeiholten, und nicht nur die Worte, die sie sprachen, sondern auch wiedererlangte Empfindungen und die Bilder, die in ihren Augen schwammen, wenn sie nicht sicher waren, ob sie schliefen oder wachten, wenn Nadia für ein paar Minuten einschlief und mit geschlossenen Augen lächelte und beim Aufwachen erzählte, ich habe von meinem Vater geträumt und von Bildern aus einem spanischen Märchenbuch, das er mir immer vorgelesen hat. Beim Einschlafen träumten sie, sie würden ihre Gespräche weiterführen und sich noch einmal die zahllosen Fotos von Ramiro Retratista anschauen, und wenn sie die Augen wieder aufschlugen, war das Erste, was sie sahen, das dämmerige Licht des Zimmers und die Gestalt des Reiters, der durch eine Gegend ritt, in der bald der Tag heraufziehen würde oder gerade die Nacht hereingebrochen war, ein einsamer Reisender, wachsam und gelassen, stolz, mit dem Anflug eines Lächelns, den Rücken einem Hügel zugewandt, auf

dem die Schattenrisse einer Burg auszumachen sind, und er scheint planlos auf irgendein Ziel zuzureiten, das auf dem Bild nicht zu sehen ist und dessen Namen niemand kennt, wie auch niemand den Namen des Reiters kennt und weder den Längen- noch den Breitengrad des Landes, durch das er reitet.

Ich sehe eines nach dem andern die Lichter in den Erkern von Mágina angehen, das unter einem klaren violetten Himmel liegt, an dem es noch nicht Nacht geworden ist, sehe die wie Gasflämmchen flackernden und blinzelnden Lampen an den Ecken der letzten Häuser und die Straßenlaternen, die über den Plätzen baumeln und deren Lichtkreise schwanken, wenn der Wind an den von Dach zu Dach gespannten Kabeln zerrt und die Schatten der einsamen Frauen verrückt, die mit gesenktem Kopf vorübergehen, das Kinn tief ins wollene Kopftuch eingezogen und eine zinnerne Milchkanne in der Hand oder eine Feuerschaufel mit aschebedeckter Kohlenglut. Sie halten sich mit Wollstrümpfen und schwarzen Filzpantoffeln warm, mit bis an den Hals zugeknöpften Strickwesten über den Schürzen, stapfen vornübergebeugt gegen die Nacht oder den Wind, und wenn sie nach Hause kommen, zünden sie nicht gleich die Lichter an, sondern stellen die Feuerschaufel mit der Glut erst im Torweg ab, holen das Kohlebecken und füllen es halb auf, dann verteilen sie die Glut darüber und stellen es vor die Tür, damit der Abendwind, der so sanft ist wie eine Seebrise, es schneller entfacht. Nicht die Erinnerung erzählt, sondern mein Blick, ich sehe im kalten Dämmerlicht diesen Glanz, der lebhafter wird, je tiefer die Dunkelheit in die Straßen dringt, ich rieche nach Qualm und nach Kälte, nach dem Qualm von rotgoldener Kohlenglut in blauer Dämmerung, von kochendem Harz und feuchtem Olivenholz, ich rieche nach Winter, nach einer Nacht im November oder Dezember, deren etwas öde Stille ein bisschen was von Waffenruhe hat, denn das Schlachten ist seit einigen Tagen vorbei,

und die Oliven sind noch nicht so weit. Ich erinnere mich an eine Frau mit schwarzem Schal und zu einem Knoten gebundenen weißen Haaren, die verrückt geworden war und jeden Abend, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, mit trippelnden Schritten und dicht an den Hauswänden entlang die Calle del Pozo hinabließ und von der Baustelle an der Casa de las Torres einen Ziegelstein stahl, den sie auf dem Rückweg unter ihrem Schal verborgen hielt wie ein Kätzchen, lächelnd und ganz unschuldig tuend, leise flüsternd, als spreche sie mit dem Ziegelstein, mit dem eingebildeten Kätzchen, mit dem Kind, das, so hieß es, ihr starb, als sie jung war.

Die Männer sind schon vor einer Weile von den Feldern zurückgekommen und haben die Tiere an den Gittern angebunden, während sie ihnen die Lasten abnahmen und sie abzäumten, haben die gelben Lichter in den gepflasterten Torwegen und den warmen, nach Mist riechenden Ställen angezündet, sind abgesspannt und unwirsch, erschöpft von der kraftraubenden Arbeit; aber drinnen, wo die Frauen sich leise unterhalten oder beim Rauschen des Stopfgarns geschäftig schweigen, hält sich noch ein Halbschatten, der nur schwach beleuchtet wird von den Straßenlampen und dem letzten schwindenden Schimmer des Himmels, bläulich und rötlich weit draußen im Westen. Im Zimmer, nahe dem Fenster, dessen Läden geschlossen werden, sobald das Licht angeknipst wird, verbleibt ein weißlicher Rückstand unklaren Ursprungs, der Gesichter und Hände und das weiße Linnen auf den Stickrahmen wie Flecken hervortreten lässt, den Glanz der Pupillen, in der Luft verloren, starr auf die Straße gerichtet, wo Schritte zu hören sind und ungewöhnlich deutlich zu verstehende Gesprächsfetzen, auf das beleuchtete Band des Radios gerichtet, auf dem die Zahlen und Namen der Sender stehen, der



Städte und der fernen Länder, aus denen manche kommen, eine Hand dreht langsam am Sucherknopf, und die Nadel bewegt sich über die Orte einer unerreichbaren Geografie, bis sie bei einer Musik stehen bleibt, die anfangs mit Pfeiftönen verwechselt wird, mit Stimmen einer fremden Sprache, dem Knistern von Papier, Musik einer Werbung, eines Schlagers oder eines Hörspiels, wie kommen denn bloß Leute in diesen kleinen Kästen, wie machen sie sich so klein, wo treten sie ein, durch die Ritzen, wie Ameisen, die Stimme eines Anstagers klingt feierlich, beinah bedrohlich, »Droschke Nummer dreizehn«, deklamiert er, »nach dem Roman von Xavier de Montepin«, und dann hört man im Zimmer das langsame Getrappel von Pferdehufen, das Knirschen von eisenbeschlagenen Rädern auf regengepeitschtem Kopfsteinpflaster im Winter eines fremden Landes, einer anderen Zeit und einer anderen Stadt, nicht nur Leute gehen da hinein, im Radio regnet es auch, und Pferde gibt es darin, Paris, sagt der Sprecher, aber ich höre seine Worte schon nicht mehr, die Entfernung löscht sie aus oder das Hufescharren der Tiere, die in den Ställen wiehern, sie entfernen sich von mir, als hätte ich den Sender verloren und drehte noch immer vergeblich suchend an dem Knopf, starrte in das rätselhafte Licht, das aus dem Apparat dringt, ein Lichtstreif, wie er im Innern eines versperrten Hauses unter einer Tür durchdringt, eines Hauses, in dem nur Stimmen wohnen, alle unmöglichen Stimmen dieser Welt, das Licht hinter einem Fenster in der Casa de las Torres, in dem einsam und verrückt geworden die Wächterin lebte, die einmal die unversehrte Mumie einer jungen Frau gefunden hatte, die meinem Großvater Manuel zufolge von einem Maurenkönig gefangen und eingemauert worden war. Eine Pferdekutsche fährt die Calle del Pozo hinab, und die Eisenbänder der Räder und die Hufe der Pferde lärmen

über das Kopfsteinpflaster, und obwohl hinter den Vorhängen niemand zu sehen ist, singen die Kinder, als sie vorbeifährt, Don Mercurios Lied, »Klapp, klapp. Gleich steigt er ab. Es ist der Doktor Buckelig, der will doch jetzt wohl hoffentlich vom Hausbesuch die Kohle nich«, krähen es dem grün livrierten Kutscher dreist ins Gesicht und ziehen sich zu den Gitterstäben hoch, um einen Blick auf das Quittengesicht des Arztes hinter den schwarzen Tüllgardinen zu erhaschen, die die Fenster der Kutsche wie eine Aschenurne verhüllen. Ich höre diese Stimmen aus so weiter Ferne, als trennten mich die Dornbuschhecken der Pferche von ihnen, und ich sehe den flüchtigen Schatten der Frau, die den Ziegelstein an ihre Brust drückt, und den des Blinden, dem sie zwei Kartuschen voll Salz in die Augen geschossen haben, als er jung war und in wilden Ritten Pferde zu Tode jagte, höre in der Winternacht das dumpfe, gleichförmige Rumoren der Stadt, das ich unbeachtet mit dem des Verkehrs assoziiere, aber das ist gar nicht möglich, in Mágina sind in diesem Winter eines Jahres, das ich nicht bestimmen kann, das aber sicher vor meiner Erinnerung liegt und auch noch vor meiner Geburt, nur selten Motorengeräusche zu hören, und außerdem bin ich viel zu weit entfernt, um sie zu hören, so als lehnte ich an der Reling eines Segelschiffes und glitte an den Lichtern einer Hafenstadt vorbei, die am dunstigen Horizont des Meeres kaum zu erkennen sind. Alles, was ich hören kann, sind die Schritte der Männer und der Reittiere, die Räder der Karren, der metallische Klang der Türklopfer, Gebell, Stimmen von Nachbarinnen und Lieder, die Kinder sich vorsingen, um die uralte Angst vor der nahenden Nacht zu bannen, ach, wie ich mich fürchte, diesen Weg hier zu gehen, und wer weiß, vielleicht hört die Mumie mich, alles wie mit Stille auswattiert, die Kirchenglocken, die zum Gebet oder zur Totenmesse rufen und

die Frauen im Zwielficht ihrer Kammern sich bekreuzigen lassen, das gedehnte Muhen der Kühe, die vom Wassertrinken am Mauerbrunnen zurückgetrieben werden und die Plaza de San Lorenzo hinauftrotten auf dem Weg in ihre Pferche, angetrieben von mürrischen Kuh treibern, die lange Knüppel mit dicken Enden auf ihre Rücken niedersausen lassen, und wenn sie sich durch die Calle del Pozo zwängen, hallen ihre Hufe noch lauter, und die letzten Kinder, die die Rufe ihrer Mütter überhört haben und noch auf der Straße spielten oder sich an den Ecken unter den Laternen Geschichten erzählten, laufen auseinander, aus Angst, auf die Hörner genommen zu werden, springen an die Fenstergitter, bringen sich in Toreinfahrten in Sicherheit und singen ein Lied, das die Gefahr vertreiben soll, muh muh, mit Schwarzen und Bunten lass dich nicht lumpen, pökel sie ein, doch die Weißen lass sein.

Wenn die Kühe vorbeigetrottet sind, bleibt in der Straße ein warmer Geruch von Ausdünstung und Mist, eine endgültige nächtliche Trostlosigkeit, die auf unerklärliche Weise von den Lichtern in den Fenstern der Werkstätten und der düsteren Tavernen verstärkt wird, wo die Männer, an Weinfässer gelehnt, trinken, weiter oben, in nördlicher Richtung, jenseits der verlassenen Plaza del General Orduña, wo das Zifferblatt der Uhr zur gleichen Zeit und in der gleichen öligen Tönung wie die Balkone des Kommissariats leuchtet, in den Schaufenstern der leeren Geschäfte, in denen die Verkäufer, die so weiße weiche Hände haben wie Priester und sie sich auf die gleiche Art und Weise reiben, die Stoffe auf den polierten Holztheken zusammenfalten, bevor sie abschließen und sich scherzend verabschieden, während sie die Fellkrägen ihrer dicken Jacken hochschlagen und die von einer feinen Frühmessenkälte steifen Hände noch heftiger reiben, die

wie Kirchendiener so untertänigen Verkäufer des Stoff- und Konfektionshauses Der laufende Meter, des größten Geschäfts dieser Art in Mágina, das der Pfarrei und der Dreifaltigkeitskirche gegenüberliegt, und in dem als Bote und Mädchen für alles Lorencito Quesada beschäftigt ist, der zukünftige Lokalberichterstatter mit Reporterambitionen und Korrespondent für die Provinzzeitung *Singladura*, die ganz in der Nähe am Kiosk auf dem Platz verkauft wird, wo mein Vater mich jeden Freitag hinschickte, um *Siete Fechas* zu kaufen, auf deren mittlerer Doppelseite ein bebildeter Kriminalroman abgedruckt war. Ich will mich aber nicht zu weit entfernen und kehre zurück, weil ich die warme Hand meiner Mutter vermissen und Angst habe, mich in diesen unbekanntenen, weiten Straßen zu verlaufen, durch die schwarze Limousinen fahren, in denen manchmal weiß bekittelte Schwindsüchtige sitzen, die Kinder entführen, um ihnen das Blut auszusaugen; ich sehe jetzt wieder die Calle del Pozo mit dem düster wirkenden Kopfsteinpflaster, ihren langen, die Pferche umgrenzenden Dornbuschhecken, den steinernen Torbögen der Einfahrten, vor denen Öllämpchen unter buntbedruckten Bildchen vom Heiligen Herzen oder Allmächtigen Vater Im Himmel brennen, dann die weitläufige Plaza de Altozano mit dem Gebäude der Bodega, in der Onkel Antonio, der Bruder meiner Großmutter Leonor, am Fuße eines gewaltigen Fasses, das bis an die Deckenbalken hinaufreichte, Wein verkaufte, sehe den Brunnen, an dem sich allmorgendlich schwatzende Frauen mit Wasserkrügen versammeln und aufgeregt schnatternd warten, bis sie an der Reihe sind, sich erzählen, dass in der Casa de las Torres der unverweste Leib einer Heiligen, die nach Rosenwasser oder Kirchendüften riechen soll, in einer gläsernen Vitrine aufgetaucht sei. Nachts hat die Plaza de Altozano etwas von Grenzland und Abgrund und wird von kalten Win-

den gepeitscht, die den Lichtkreis der einzigen Lampe durchrütteln, die dort hängt, Winde, die von den Kahlflächen am anderen Ende Máginas den Klang eines Flügelhorns herantragen, das zum Angelus bläst dort unten, am Tor der Infanteriekaserne, die mit ihren waagerechten schmalen Fenstern, in denen gerade die Lichter angegangen sind, wie ein großes Industrieschiff aussieht, das sich am Rand der Stadt über den Bahndamm erhebt und sich gegen den schwarz-roten Himmel im Westen abzeichnet, vor dem Tal des Guadalquivir, durch das sich wie ein letzter weißer Schimmer die Wege ziehen, die auf die andere Flussseite führen und zu den Dörfern an den Berghängen, weiße Flecken im bläulichen Dunkel: Ein Mann, Kommandant Galaz, gerade befördert und gerade in Mágina eingetroffen, schaut vom Fenster seines Schlafzimmers im Offizierstrakt darauf, wenn er mit seinen müden Augen von dem Buch aufblickt, in dem er nicht weiterlesen kann, ohne das Licht anzuzünden, betrachtet das zugeklappte Buch und die Pistole in ihrem schwarzen Futteral auf dem Tisch, presst die Kiefer zusammen und schließt die Augen, fragt sich, was man wohl exakt im Augenblick des Sterbens empfindet, wie viele Minuten oder Sekunden die absolute Angst andauern mag. Ich habe oft gehört, wie Onkel Rafael, Onkel Pepe und Leutnant Chamorro von ihm erzählten, wenn sie auf Vaters Feld arbeiteten, ich war gebannt von diesem kategorischen und so merkwürdig klingenden Namen, der im Grunde nur einer imaginären Person gehören konnte, einem Helden, der so unwirklich war wie der Rote Korsar oder Michael Strogoff oder General Miaja, Kommandant Galaz, der ganz allein die Verschwörung der Aufständischen niedergeschlagen hatte, erzählte Onkel Rafael, wobei er uns mit seinen kleinen feuchten Augen anschaute, der in jener unerträglichen Julinacht mitten auf dem Exerzierplatz vor dem angetretenen Regiment die

Pistole zog und dem Leutnant Mestalla mitten in die Brust schoss und dann ganz ruhig sagte, denn er erhob niemals seine Stimme: »Wenn es noch einen Verräter gibt, soll er einen Schritt vortreten.«

Mehr denn je bewegt mich heute dieser Name, den ich seit meinen Kindertagen nicht mehr gehört und nicht mehr ausgesprochen habe, und ich sehe ihn vor mir, den ehemaligen Kommandanten Galaz, viele Jahre später, aber noch immer versunken in dieser statischen Zeit der absoluten Distanz, in der Lebende und Tote sich wie gleiche Schatten bewegen, hochgewachsen, ein wenig gebeugt, mit Mantel und Hut, eine Bandschleife statt Krawatte, wie er die breite, öde Straße hinabgeht, die jetzt Allee des Achtzehnten Juli heißt und in der schon vor langer Zeit die großen Kastanien gefällt wurden, die sich an den Aprilmorgen mit aufgescheuchten Vögeln füllten, sehe ihn langsam, ohne Vorsatz und ohne Wehmut in Richtung Kaserne gehen und innehalten, als er, ganz nah schon, das Angelusblasen an einem Abend im November oder Dezember vernimmt, direkt neben dem Haus, in dessen Erdgeschoss sich heute eine Kneipe befindet und in dessen Mansarde, die früher das Dachbalkenzimmer genannt wurde, wegen des massigen Balkens, der diagonal unter der Decke verlief, schon seit zwanzig Jahren niemand mehr wohnt, weil heutzutage kein Mensch bereit ist, in einem solchen Verschlag zu leben. Er merkt, dass er einem automatischen Impuls aus seiner Jugend gefolgt ist, als er stehen blieb, dass er im Begriff war, strammzustehen und die rechte Hand an die Schläfe zu legen, als wären seit damals nicht siebenunddreißig Jahre vergangen, als wäre es nicht ein halbes Leben her, dass er eine Uniform getragen hat und dass es jetzt für ihn kein Vaterland und keine Republik mehr gibt, denen er seine Loyalität

beweisen kann, und als er seinen Weg fortsetzt, geht er nicht mehr weiter, sondern kehrt um, nicht aus Angst vor einer abstrakten Melancholie, sondern vor ebenso unerklärlichen wie untröstlichen Tränen, und der kalte Wind, der ihm ins Gesicht bläst, lässt ihn wissen, dass seine Augen feucht gewesen sind. Ich sehe ihn langsam die besser beleuchteten Straßen zur Innenstadt hinaufgehen, wo der dichte, fruchtbare Geruch der Wintererde nicht mehr hindringt und auch nicht das Geräusch der unter Schilf und Gestrüpp verborgenen, neben den Wegen herlaufenden Gräben, die so tief sind, dass man sich fürchtet, an ihren Rand zu treten, in das bodenlose Dickicht, in dem sich schon mal Ratten und Schlangen bewegt haben, die die Einbildung, vor allem des Nachts, in Kaimane und Tiger, in Pythonschlangen und gefräßige Pferdemenchen verwandelt. Aber auf den Feldwegen ist kaum noch jemand, ein verspäteter Gemüsebauer vielleicht, der sein mit Feldfrüchten bepacktes Maultier am Zügel führt, oder ein Kind, das sich am Schwanz des Tieres festhält, um sich das Tragen zu erleichtern, halbtot vor Müdigkeit, Erschöpfung und Kälte, oder ein junger Mann, mein Vater, der sich ausrechnet, wie lange er noch warten muss, bis er heiraten kann, und wie viel Geld ihm noch fehlt, um eine Kuh kaufen zu können, mein Vater in jungen Jahren, wie er mit seinem ernsten Gesicht und den kindlichen Zügen um den Mund, mit dem gewellten, durch Brillantine gebändigten Haar eines Mannes ängstlich in die Kamera von Ramiro Retratista schaut. Ich erkenne ihn fast von Weitem, wie ich ihn als Kind, in einem Anfall von Bewunderung und Zuneigung, an seiner Art zu gehen unter allen anderen Marktleuten erkannte, auch wenn ich sein Gesicht nicht sah, aber sein Alter kann ich nicht abschätzen, weil ich seine Gesichtszüge nicht erkennen kann, wie auch die abstrakten Unterteilungen und Auflistungen der Jahre nicht,

denn die Zeit an diesem Abend ähnelt in nichts der Zeit meines jetzigen Lebens, verrinnt und entwischt nicht wie die Stunden, die Wochen und Tage unserer digitalen Uhren und automatischen Kalender, sie dreht sich, entschwindet und kehrt zurück, in der sanften Endlosigkeit einer *Laterna magica*, in der die Vergangenheit manchmal sehr viel später als die Zukunft stattfindet und alle Stimmen, Gesichter, Lieder, Träume und Namen, vor allem die Lieder und Namen, deutlich und klar in einer simultanen Gegenwart erstrahlen.

Ich nähere mich der Stadt aus großer Ferne, von oben, als träumte ich, ich reiste still in einem Segelflugzeug, als wäre es schon spät am Abend, der Sicherheitsgurt müsste angelegt werden, und an einem Ende der Nacht würden die Lichter eines Flughafens sichtbar, die Zeit weicht in kreisförmigen Wellen vor mir zurück, wechselt mit derselben Geschwindigkeit wie eine Landschaft hinter dem Abteilfenster eines Zuges, und diese Gestalt, die ich so spät noch den Weg nach Mágina hinaufgehen sehe, ist mein Großvater Manuel, der nach einem Jahr Gefangenschaft hinter Stacheldraht zurückkehrt, ich sehe ihn von hinten, keuchend, zu Tode erschöpft, zwei Tage ist er ohne Pause marschiert und fürchtet jetzt, als er sein Haus fast sehen kann, wie ein zuschanden gerittener Gaul zu Boden zu gehen, ich steige auf, werde schneller, überhole ihn, erreiche die Plaza de San Lorenzo weit früher, als er an der ersten beleuchteten Straßenecke auftaucht, sehe das Rechteck des Platzes, das nachts vertrauter wirkt, die drei Pappeln, die noch nicht gefällt worden sind, um den Autos Platz zu machen, höre eine Frauenstimme, die nach einem Kind ruft, es ist meine Großmutter Leonor, die vom Balkon meinen Onkel Luis ruft, der keine Angst vor den Kühen hat und auch nicht vor den Blinden und den Erscheinungen und der noch



auf der Straße spielt, wenn es schon dunkel geworden ist, sehe die angelehnte Haustür und den Lichtstreif, der sich über den gestampften und von Kälte feuchten Lehm Boden hinzieht, und der Blick steigt in die Höhe und fällt ungehindert auf das Portal mit dem weiß gekalkten Bogen, an dem ein trockener Ährenkranz befestigt ist, dessen magischer Zweck, für eine gute Ernte zu sorgen, mich an die gelben Palmzweige erinnert, die am Palmsonntag an die Balkone gebunden werden, um das Haus vor Blitzschlag zu schützen. Ich setze meinen Weg fort, und niemand sieht mich, nicht einmal ich selbst, im Schatten erkenne ich die Anordnung des zweiten Portals, das Stalltor, die winzig kleine Tür der Vorratskammer mit dem Gitterladen, die sich im Hohlraum unter der Treppe befindet und in die hineinzugehen ich mich so fürchtete, weil wir darin einmal eine Schlange gesehen hatten, die sich um den halb in die Erde versenkten Tonkrug wand, durch dessen Öffnung man wie in einen tiefen Brunnen schaute, in dem dick das duftende Öl schimmerte. Heimlich drücke ich sanft gegen die dritte Tür, was vielleicht gar nicht nötig ist, denn sie gibt nach, ohne dass ich sie berühre, und die Zeit teilt sich wie die Wasser eines Sees, wie in aufeinanderfolgende Nebelschleier, ich sehe die Küche, mit Steinboden und den nackten Wänden, vielleicht mit gerahmten Fotografien von Toten mit einem so starren Lächeln im Gesicht wie etruskische Tote, mit schwarz gestrichenen Dachbalken, von denen getrocknete Trauben hängen, und weiter zur Seite hin, fast in meinem Rücken, sitzt vor dem Feuer ein weißhaariger Mann, der den Rücken eines unter seinen Beinen zusammengerollten Hundes kraut, mein Urgroßvater Pedro Expósito, der starb, bevor ich auf die Welt kam, der von einem armen Bauern aus dem Findelhaus geholt wurde und sich zeitlebens geweigert hat, die Familie kennenzulernen, die ihn kurz nach seiner Geburt ausgesetzt

hatte, der im Kubanischen Krieg kämpfte und in der Karibik einen Schiffbruch des Dampfers überlebte, auf dem er nach Spanien zurückfahren wollte, der nur einmal im Leben fotografiert wurde, ohne es zu merken, von ferne, als er auf der Türstufe vor dem Haus saß, aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses heraus, wo Ramiro Retratista seine Kamera heimlich aufgestellt hatte, widerwillig nur, gedrängt, beinahe gezwungen von meinem Großvater Manuel, der ein Foto von allen Angehörigen brauchte, damit man ihm einen Großfamilienausweis bewilligte, den er aber nicht bekam, weil mein Urgroßvater, sein Schwiegervater, keine Lust hatte, sich fotografieren zu lassen.

Ich höre die Stimmen, die erzählen, die Worte und Namen hervorbringen, aber nicht in meinem Bewusstsein, sondern in einer Erinnerung, die nicht einmal meine eigene ist, ich höre die mir unbekannte Stimme meines Urgroßvaters Pedro Expósito, der mit seinem Hund spricht und ihm den Kopf krault, während sie beide mit dem gleichen Ausdruck in den Augen in die Glut des Feuers starren, ich höre ihn sagen, dass er ihn aus Kuba mitgebracht hat und dass der Hund fast genauso alt ist wie er selbst: ich weiß, dass das nicht möglich ist, aber dass etwas nicht möglich sein konnte, war für meinen Großvater Manuel kein ausreichender Grund, es nicht zu erzählen, im Gegenteil, er tat es dann besonders gern, und so berichtete er ebenso selbstverständlich, dass der namenlose Hund seines Schwiegervaters fünfundsiebzig Jahre alt geworden war, wie er uns erzählte, König Alfons XIII. habe ihn einmal in finsterner Nacht in einer Gasse der Vorstadt um Feuer gebeten, und in der Sierra gebe es Wesen, halb Mensch, halb Pferd, grausam und menschenfeindlich seien sie, und in schneereichen Wintern kämen sie, vom Hunger getrieben, bis in das Tal des

Guadalquivir herab, und mit ihren Pferdehufen zertrampelten sie den Blumenkohl und die Salatköpfe und schreckten nicht einmal davor zurück, Menschenfleisch zu essen. Der Beweis dafür, dass es die Pferdemenchen wirklich gab, war, abgesehen von den Berichten von ein paar zu Tode erschrockenen Männern, die ihre Attacken überlebt hatten, in Stein gemeißelt an der Fassade der Erlöserkirche zu sehen, wo es tatsächlich ein Fries mit Zentauren gab; wenn man sie an einem so heiligen Ort in Stein gehauen hatte, führte mein Großvater lächelnd an, neben den Statuen der Heiligen und unter dem Relief von der Verklärung des Herrn, musste man schon ein großer Ketzer sein, wenn man nicht an sie glaubte. An einem Ort in weiter Ferne, von dem er nicht weiß, dass er existiert, höre ich die Stimme meines Großvaters Manuel, ohne Pause, schwülstig, barock, sein Lachen, das ich wohl nie mehr hören werde, obwohl er noch nicht tot ist, sein Schweigen jetzt, seine gewaltige, vom Alter niedergedrückte Statur, unbeweglich am Tisch mit dem Kohlebecken darunter, in derselben Küche noch, mit glatter Decke jetzt, gefliest, ein Fernseher in der Ecke, gerahmte Farbfotos, die längst nicht mehr mit dem schräggesetzten Namenszug von Ramiro Retratista signiert sind, die vom Feuer oder von einer Kerzenflamme erleuchtete Küche, in der mein Urgroßvater Pedro einen anderen Zeitraum bewohnt, wo meine Mutter, die zehn Jahre alt ist und nicht weiß, dass vor Ablauf einer Stunde es an der Tür klopfen und sie einem fremden, bärtigen Mann gegenüberstehen und ihn zuerst nicht als ihren Vater wiedererkennen wird, dass sie sich an ihn drücken und den warmen, sicheren Schutz seiner Nähe suchen wird, ihre Rettung vor der Kälte, der Verlassenheit, der Angst, den Kinderstimmen, die auf der Straße das Lied von der Muhme aus der Sumpflagune singen, der Tochter des Königs Balthasar, oder zusammenstehen und sich die Ge-

schichte von der Gespensterfrau erzählen, die in einem Keller in der Casa de las Torres lebendig eingemauert wurde und die jetzt, in der Nacht, wie eine unerlöste Seele durch ihre mit Marmor ausgelegten Salons geistert, durch die verfallenen Galerien und über die Simse der Regentraufen, einen brennenden Kienspan in der Hand, gar nicht weit, gerade dort drüben, zeigen sie, auf der anderen Seite des Platzes, und in manchen Nächten, wenn sie nicht schlafen kann, schaut sie aus ihrem Zimmer nach draußen und glaubt dieses Licht zu sehen, wie es sich hinter den Turmfenstern bewegt, das weiße Gesicht der Geisterfrau ans Fensterglas gepresst, rundlich stellt sie es sich vor, silbrig wie der Mond, diese Gesichtszüge, die sie nie gesehen hat, außer in ihren Alpträumen und in den Wahnbildern der Schlaflosigkeit, aus ihrer Erinnerung unversehrt auf die meine übertragen, und das nicht allein durch ihre Stimme, sondern durch die schweigende Intuition des Schreckens, den ich so oft in ihren Augen wahrgenommen habe, und in ihrer warmen und atemlosen Art, ihre Arme um mich zu schlingen, ich weiß nicht wann, lange bevor ich in dem Alter war, in dem die ersten Erinnerungen haften bleiben, als wir in jener Mansarde wohnten, die das Dachbalkenzimmer genannt wurde, und sie hinter dem Balkon die Dunkelheit herabsinken sah und das Hornsignal aus der nahen Kaserne hörte, während sie darauf wartete, dass mein Vater heimkam, der so arbeitsam war, dass es stets Nacht wurde, wenn er noch auf den finsternen Wegen zwischen den Feldern unterwegs war.

Sie haben mich gemacht, haben mich hervorgebracht, haben mir alles vererbt, was sie besaßen und was sie niemals hatten, Worte, Furcht, Zärtlichkeit, Namen, Schmerz, die Form meines Gesichts, die Farbe meiner Augen, das Gefühl, nie aus Mágina fortgegangen zu sein, es in weiter Ferne, ganz hinten

am Ende der Nacht sich verlieren zu sehen, gegen einen Himmel, der noch rötlich ist und violett an seinen Rändern, keine Stadt eigentlich, und nicht einmal feierlich nostalgische Bewegtheit, die gleich verweht sein wird wie der Rauch eines Feuers, das man am frühen Morgen eines stürmischen Regentags unter den Olivenbäumen entzündet hat, sondern eine Geografie von Lichtern, die wie Öllämpchen in der Ferne flackern und am südlichen Horizont zurückbleiben, je weiter ich mich, ohne anhalten zu können, zu den von Tunneln durchlöcherten und von Schluchten zerrissenen Bergen hin entferne, durch die der Express nach Madrid seinen Weg nimmt, eine Zeit mit eigenen Gesetzen, die sich denen der äußeren Zeit verschließen wie ein Land, das für jeden Fremden und jeden Eindringling unzugänglich ist. Wie im Flugzeug, wenn der Start beendet ist und Feuerzeuge aufflammen, die Zigaretten anzünden, und Sicherheitsgurte geöffnet werden, wenn ich den Kopf zur Seite drehe und aus dem Fenster nach unten schaue, wo die Lichter der Stadt waren, die ich verlassen habe, und nichts mehr sehe als nur die Nacht, genauso bin ich manchmal, plötzlich, nicht mehr in Mágina und weiß auch nicht, wo ich es finden kann, ich denke an meinen Großvater Manuel und an meine Großmutter Leonor und kann sie mir nur vorstellen, wie sie vom Alter dahingerafft und eingesunken nebeneinander auf einem plastikbezogenen Sofa sitzen, ohne Würde und Erinnerung vor dem Fernseher dösend, und die Namen, die der Saft meines Lebens waren, verlöschen werden zu leblosen Worten ohne Ton und Klang, wie ein Stück Blei, und die anderen Worte dringen in mich ein, nehmen mich in Besitz, die verlogenen, gewundenen, nichtssagenden und hochtrabenden Worte, die in einer anderen Sprache aus meinem Kopfhörer in der Dolmetscherkabine dringen und die ich so schnell in meiner eigenen nachspreche, dass ich im

nächsten Moment schon nicht mehr weiß, dass ich sie gesprochen habe, und sie betäuben mein Gehör und meinen Geist wie das Summen von Hochspannungskabeln oder das Knat-tern von Motoren.

Ich erinnere mich noch, aber es ist nicht mehr dasselbe, jetzt erzählt nicht mehr der Blick, sondern die machtlose Erinnerung, ich rieche nicht mehr nach Winter und nach nahendem Regen, nach durchgeweichten, fauligen Blättern zwischen den dunklen Erdklumpen, weder Glück noch Schrecken durchzucken mich, ich sehe auch nicht die Plaza del General Orduña, nicht das Denkmal und nicht die Turmuhr, noch erahne ich hinter den geschlossenen Vorhängen am Balkonfenster des Kommissariats den Schatten von Inspektor Florencio Pérez, der mit den Fingern Silben zählt und dabei die Fotos einer seit siebzig Jahren eingemauerten Frau betrachtet, die jemand, Ramiro Retratista, auf den Schreibtisch seines Büros gelegt hat, dieselben Fotos, die ich in einem anderen Land und einer anderen Zeit in meinen Händen gehalten habe, und dann schließe ich die Augen, verharre sekundenlang bewegungslos und möchte am liebsten nichts hören, nichts riechen und nichts berühren, nichts, was nicht mein Eigen und immer schon bei mir gewesen ist, selbst wenn ich es nicht gewusst habe, ein paar Namen, Empfindungen, das Gesicht meines Urgroßvaters Pedro und meiner Großmutter Leonor und das meiner Mutter auf dem Foto, das ich für immer verloren glaubte und jetzt wie eine geheime Trophäe in meiner Brief-tasche trage, der Geruch des Kleiderschranks, in dem eine Blechdose mit Geldscheinen der Republik aufbewahrt wurde und die Uniformjacke meines Großvaters Manuel, die Berüh-rung der verschlissenen Seide eines Sonnenschirms auf dem Grund einer Kleiderkiste, die düstere Erkennungsmelodie

eines Hörspiels im Radio, einen Refrain von Antonio Molina, ein Lied von Jim Morrison, das ich in der Bar Martos mit meinen Freunden oft in der Musikbox gehört habe, Nadias Gesicht damals, im harten Licht eines Morgens im Oktober, ihr Blick jetzt, ihr dunkles Haar, das im Zwielicht kupfern schimmert, wenn es wieder dunkel geworden ist, ohne dass wir es bemerkt haben, und sie sich aufrichtet, um das Licht anzudrehen, und ich sie in meinen Armen festhalte und sie bitte, noch ein wenig zu warten, mir vorstelle, wie in diesem Augenblick in Mágina die Straßenlaternen angehen und die Glockenschläge von der Plaza del General Orduña durch die stille Abendluft dringen, das sehr viel weiter entfernte Trompetensignal aus der Kaserne, mir vorstelle, das Geräusch der Räder von Don Mercurios Kutsche zu hören, die dumpfen eisernen Schläge gegen die verschlossenen Tore in der Casa de las Torres, und dass mich die Dunkelheit überrascht hat, während ich mit meinem Freund Felix auf der Straße spiele, und ich nach Hause laufe, voller Furcht, hinter dem hellen Licht einer Straßenecke könne mir das ungeheuerliche Gespenst, die schreckliche Muhme aus der Sumpflagune, begegnen. Aber so ist es nicht, stelle ich mit einem Blick auf den Wecker fest, der auf dem Nachttisch leuchtet, dies ist nicht die Zeit von Mágina, und nicht nur, weil ich auf einem anderen Kontinent, auf der anderen Seite eines Ozeans bin, sondern weil diese Uhren nicht dazu taugen, eine Zeit anzuzeigen, die allein in jener Stadt existiert hat, ich weiß nicht mehr wann, in allen Zeiten der Vergangenheit und Zukunft, die es brauchte, dass ich wurde, was ich bin, dass die Gesichter und die Generationen der Lebenden und der Toten sich vor mir zusammenfanden wie in dem unergründlichen Koffer von Ramiro Retratista, dass Nadia in mein Leben trat.

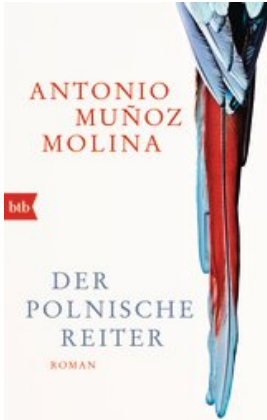
Sehr viel weiter, jenseits ihrer doppelten, immer noch verstreuten, unzureichenden, konfabulierten, persönlichen Erinnerung, in einer von der Vorstellungskraft nur schwer zu erreichenden Zeit, über die nicht einmal das Archiv von Ramiro Retratista Zeugnis ablegt, in der jedoch die Ursprünge des Zufalls wurzeln, eine Zeit, so schätzen sie, die ein Jahrhundert brauchen würde, sie hervorzubringen und zu vereinen, eine Zeit, so weit zurück, dass fast alle Stimmen, die ihnen überliefert haben, was sie heute wissen oder schlussfolgern, seit Langem erloschen sind, ebenso wie das Leben eines Großteils der Zeugen und der Opfer und wie die Stadt, in der sie sich wiederzufinden hoffen, Mágina, die noch so heißt wie damals, die sie möglicherweise aber nicht wiedererkennen würden, wenn sie sie so sehen könnten, wie der junge Arzt sie sah, der gerade erst angekommen war und mitten im Karneval, in der Nacht vom Dienstag, von Unbekannten entführt wurde.

Getrieben nicht von zweckfreiem Wissensdurst, sondern von beider Bedürfnis, sich in den Geschehnissen zu erkennen, die ihnen vorausgingen und sie hervorbrachten, geboren beide aus einer Summe von Zufällen und Missgeschicken und aus einem Nichts, in dem sie sich auflösen werden wie ihre Vorfahren, das wissen sie, und es macht ihnen nichts aus, zeitlos wie sie sind, wenn sie von Verlangen überwältigt einander anschauen und wenn sie sich umarmen, mit offenen Augen, aber auch vergänglich wie Schatten in der teilnahmslosen Stetigkeit der Zeit, suchen Manuel und Nadia in dem Koffer, den Ramiro Retratista dem Kommandanten Galaz hinterließ, und sie verfolgen die Stimmen zurück in die Vergan-



genheit, bis sie bei der Geschichte jener Nacht sind und sich fragen, welcher Teil der Wahrheit zu überleben vermochte nach so vielen Jahren und nach mindestens drei Erzählungen, die voneinander getrennt waren durch endlos lange Zeiträume des Verheimlichens und Schweigens. Was ein einziges Mal geschah, was siebzig Jahre lang keine Erklärung fand und, ohne dass es jemand wusste, auf die verborgene Ordnung der Ereignisse wirkte, verwäscht sich zuerst zur Erinnerung des ersten Zeugen und dann zu den Worten, die Ramiro Retra-tista vernommen, in seinem Gedächtnis bewahrt und später dem Kommandanten Galaz überliefert hat, in einer Zukunft, in der niemand mehr lebt, den man befragen kann: Die Lebenden tragen in sich, was die Toten ihnen zu übergeben gedachten, nicht allein Worte, Vermutungen und Daten, sondern etwas, das ihnen beiden heute sehr viel mehr bedeutet, einen Teil der Gründe dafür, dass sie leben, für das beharrliche, gemeinschaftliche, spontane und blinde Wirken, das ihre beiden Schicksale schließlich zusammengeführt hat. Und aus diesem Grund finden, danken und verstehen sie, betrachten Fotografien und sammeln neue Kraft in der Vertrautheit ihres Tuns, und je mehr sie verstehen, desto größer wird ihre Furcht, dass etwas von dem Geschehenen auf andere Weise hätte geschehen können und dadurch vor einem Jahrhundert oder vor dreißig Jahren oder vor zwei Monaten die flackernde Möglichkeit ausgelöscht worden wäre, dass sie beide sich begegneten.

Um sich nicht in einem Labyrinth von Vergangenheiten zu verlieren, legen sie das älteste Zeugnis, das sie besitzen, als den Anfang fest, mit dem alles beginnt: der junge Arzt, schlaflos und wohl auch hungrig in seinem Bett, nachdem es ihm gelungen ist einzuschlafen, vom Tumult der letzten Nacht des



Antonio Muñoz Molina

**Der polnische Reiter**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 768 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74873-0

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2014

Ein poetischer Roman über das Erinnern und Vergessen.

Schon als Junge sehnt sich Manuel danach, so bald wie möglich aus seinem provinziellen andalusischen Heimatort Mágina in die Metropolen der Welt, nach Madrid, Paris, New York oder San Francisco, zu verschwinden. Jahre später begegnet er auf einem Kongress der schönen Nadia, folgt ihr nach New York und sieht sich bereits am Ziel seiner Träume. Doch es stellt sich heraus, dass Nadia ebenfalls mit seiner Heimat Mágina verbunden ist. Gemeinsam vertiefen sie sich in die Geschichte ihrer Stadt, zu der sich Manuel letztlich mehr und mehr zurücksehnt ...